...ßen Sie sich ...
...ßen Sie sich ...
...ßen Sie sich ...

Nr. 175

Der

Ein Aufru

WTB. Ber
Verständigung
heißt:
Das Zeich
Völker ist mit
den worden.
Genfer Kriss
nis der Verfas
daß auch inner
bundes der Kr
dert verstä
trages von Lo
lang. Sie erk
Wege ebnen.
memarbeit mu
deutsche V
Andererseits b
Weiterentwick
mit Deutschlan
Ordnung, die
muß, von Dau
werden, daß d
die Stelle der
jetzt werden.
des Gedan
darität sow
erreicht werd
europäische B
sammeln, die
sind. Dieser
den gleichstreb
gerufen worde
Dem vo
fessor Schücki
schiftsführende
die Abgeordne
Bückes, Gollm
Reichstib
Der Aufru
ragenden
des öffentlichen
net. Von den
kanzler Dr. W
Reichswehrmin
Wirth, Reichsf
minister Dr. K
tagspräsident
mann, Köln a. D.
minister a. D.
Gesandter in M
minister a. D.
Vorsitzender de
fessor Baumga
rat M. d. R
Erkelenz, M. d.
burg (Breisga
Hörsing, Profe
tischen Staats
D., Dr. Leipzig
Gewerkschafts
Geheimrat
Petersen, Ham
Reichsgerichtsp
Spicker, preuß

Neue

(

Das neue
Regierung, das
verhandlungen
amtlichen Stell
terpolitik
schauer Regier
bündler haben
der deutschen
autonomes Ge
jetzigen Schwie
besten Grundla
werden sollen,
klar wird, ob
genommen ist,
Auch bei d
verhandlungen

Auch Sitten und Gebräuche außerhalb eines Gotteshauses sollte jeder in strengster Weise achten. Wer in katholischen Ländern reist, der trifft an den Landstraßen und an den Wegen durch Aecker und Weinberge auf kleine Feldkapellen, auf Kruzifixe und Heiligenbilder aller Art, und er kann beobachten, wie Vorübergehende diesen ihre Verehrung zollen, den Hut ziehen, sich bekreuzigen, auch wohl ein stilles Gebet sprechen. Im Gebirge ferner findet man an vielen Punkten Erinnerungstafeln an Verunglückte, sogenannte Marterln, aufgestellt, die zu einem Gebet auffordern. Die Bevölkerung wird es in jedem Falle als eine Gefühlsroheit empfinden, wenn ein Fremder darüber Bemerkungen macht, wohl gar seinen Witz spielen und seinen Spott laut werden läßt. Das ist unter Umständen Spöttern von den aufs tiefste verletzten und empörten einfachen Landleuten schon übel heimgezahlt worden. Man kann nur sagen: Mit Recht! Die Empfindungen und Gefühle eines Menschen, so fremdartig sie uns oft auch berühren, sind nun einmal etwas Heiliges.

Herrlich schön singt Goethe darüber:

„Das Unser Vater ein schön Gebet,
es dient und hilft in allen Noten,
wenn einer auch Vater Unser fleht,
in Gottes Namen, laß ihn beten!"

Auch in dem sonstigen Verkehr mit einer fremden Bevölkerung gilt es vielfach, sich nicht nur den Sitten und Gebräuchen zu fügen, sei es nun im Gesellschaftsleben, in den Gaststätten, im Theater, auf der Eisenbahn oder auf den Dampfern, bei Festlichkeiten, sei es im öffentlichen Leben, sondern sich ihnen nach Möglichkeit anzupassen. Wer das tut, wird nicht nur unerwünschten unliebsamen Vorkommnissen aus dem Wege gehen, sondern er handelt auch klug, um seiner selbst willen; denn:

„Lebensart vor allen Dingen
kann allein uns vorwärts bringen!"

—⊡—

Schutzhütten im Hochgebirge

Von K. Jensen.

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl derjenigen, die nicht nur die Berge aufsuchen, sondern auch Besteigungen der höchsten Gipfel unternehmen. Leider sind dabei Unglücksfälle und Abstürze unvermeidlich, wie dies die zahlreichen Berichte der letzten Wochen darüber wieder nur zu deutlich gezeigt haben. Unablässig ist man bestrebt, das Besteigen der Hochgipfel zu erleichtern und damit auch die Gefahren herabzumindern, aber gegen die Tücken des Berggeistes bleibt man doch nur zu oft machtlos. Diesem Zwecke dienen vor allem die Schutzhütten im Hochgebirge sowie auch die Gebirgsbahnen, und es ist ein bleibendes Verdienst des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und aller der einzelnen Vereinigungen, die sich diesen Hauptverbänden der Alpentouristen angeschlossen haben, daß sie zahlreiche Schutzhütten als Stütz- und Rastpunkte für die Besteigung des Hochgebirges errichtet haben.

Wer von den Siedlungen in den Hochtälern die Gipfelpunkte der Hochalpen erreichen will, braucht zum Aufstieg fast durchweg 12 bis 14 Stunden, oft auch, wenn der Gipfel vom Talende durch weitgedehnte Gletscherfelder getrennt ist, 18 bis 20 Stunden. Die kühnen Männer, die früher solche Touren unternahmen waren deshalb genötigt, eine oder auch wohl zwei Nächte in der freien Gletscherwildnis zuzubringen, fast schutzlos gegen die Wechselfälle des Wetters, die Stürme, Gewitter und Schneefälle. Jede solche Hochtour war deshalb ein Unternehmen auf Leben und Tod. Nur die rüstigsten Männer waren den Beschwerden und Anstrengungen einer solchen Höhenwanderung gewachsen. Die Schutzhütten haben erst der großen Menge der Naturfreunde den Genuß der Hochalpen möglich gemacht.

Bei allen Orten, an denen man eine Schutzhütte errichtet hat, hat man meist einen möglichst vorgeschobenen Punkt in der Hochalpenregion gewählt, der noch steinernen Untergrund für den Bau bot und der so windgeschützt ist, daß die Stürme die Hütte nicht verwehen können; die Schneefälle wenigstens im Sommer sie nicht vergraben, zu dem endlich Wege gebahnt werden können, auf denen die Beförderung von Lebensmitteln, Feuerung und der sonstigen nötigen Einrichtungen, sei es durch Maultiere oder Träger, noch möglich ist. So geartet, bietet die Schutzhütte eine sichere Nachtunterkunft für den Alpenwanderer.

In den Nachmittagsstunden strebt der Bergsteiger vom Hochtale auf sicherem Wege der Hütte zu, die er in den Abendstunden erreicht. Schon in der nächsten Umgebung der Schutzhütte offenbart sich dem Auge die Größe der Alpennatur, wie sie dem begangenen Gebiet eigen ist. Nach unten sieht er in die letzten Enden des Tales mit den Wildbächen, dem Absturz bläulich schimmernden Gletschers, mit den letzten knorrigen Tannenbäumen oder dem im Felsen hängenden Krummholz; nach oben zu hebt sich bald in steilen Eiswänden, bald in mäßig ansteigenden, schneeüberdeckten Flächen die vielfach von den gähnenden Spalten durchfurcht sind, die Gletscherwildnis empor, und im Schein der Abendsonne grüßen goldleuchtend die Firnen und Spitzen. In der Hütte aber findet der Tourist alles, was er zur Rast und Stärkung braucht. Die Wirtsstuben der hochgelegenen Schutzhütten sind geheizt oder vom stetig brennenden Herdfeuer durchwärmt, eine wohltätige Vorsicht nach der schweißtreibenden Anstrengung, die der Aufstieg fast immer fordert. Noch im Dunkel der Nacht ertönt das Weckzeichen; etwas verschlafen wickelt sich die Gesellschaft aus den Betten und findet in der Wirtsstube den Kaffee bereits vorgerichtet, dazu Brot und Butter. Während man sich für die Anstrengungen des Tages stärkt, wird die Hauptfrage des Tages erörtert: „Wie ist das Wetter?" Gutes Wetter ist des Morgens kalt. Die Pfützen vor der Hütte sind gefroren, der Schnee knirscht unter den eisenbeschlagenen Schuhen, die Führer sind bereit und halten die Seile, um ihre Schützlinge anzuseilen für die bevorstehende Gletscherwanderung. Für schwierigere Touren werden die Steigeisen nochmals geprüft, die Bergstöcke und Eispickel klappern auf den Steinen, und so ziemlich gleichzeitig bricht die Gesellschaft auf, überkleitert die vorgelagerte Moräne und steigt zum Gipfel empor. Dann ist Ruhe in der Hütte. Betrüblicher ist freilich die Morgenstimmung in der Hütte, wenn der warme Regenwind weht, der Neuschnee auf die Gletscher trägt. Dann fällt die Frage: „Was nun?" schwer auf die Herzen der enttäuschten Touristen. Oft aber gesellt sich zu dieser Frage aber noch eine erlösende zweite Frage: „Haben Sie Skatkarten?" „Ja!" „Dann können wir ja warten:" Dann beginnt manchmal wohl oder übel oft mehrere Tage ein Dauerskat oder Dauertarock, der solange währt, bis die liebe Sonne aus den Wolken tritt und es wieder „los" gehen kann.

Das Ziel zahlreicher deutscher Hochtouristen sind vornehmlich die bayerischen und österreichischen Alpen. Hier sind es wieder die Zillertaler Hochalpen, die alljährlich von der Richterhütte aus bestiegen werden. Vom oberen Pinzgau führt der Weg an den mächtigen Krimmler Fällen vorüber, den schönsten und großartigsten in den deutschen Alpen. In drei Fällen stürzt die Krimmler Ache von einer Höhe von 380 Metern ins Tal. Durch das Krimmler Tal geht es aufwärts bis zum Tauerhaus. Dort teilt sich der Hochalpenweg. Ein Weg führt nach Süden in das Gebiet der Hohen Tauern und zu den Gletschern, die die Dreiherrnspitze umlagern. Ein anderer Weg führt westwärts durch das Rainbachtal zur Rainbachalpe und von dieser zu dem großartigen von der Reichenspitze, Zillerspitze und Schwarzkopf umragten Talschluß, zu der in der Höhe von 2600 Metern am Rand des Rainbachkees erbauten Richterhütte. Diese ist gut eingerichtet; sie enthält eine Reihe von Zimmern mit je zwei Betten und dient als Aufstieg zu den nur für geübte Bergsteiger erreichbaren Höhen der Zillertaler Alpen.

Im Bereich des Hohen Tauern stoßen wir unter anderem auf zwei bekannte Hütten, die zur besonderen Gruppe des Großvenedigers gehören: Die Habachhütte liegt am Talschluß des Habachtales, eines Seitentales des oberen Pinzgau, sie bildet für die vom Salzachtal her kommenden Touristen den Ausgangspunkt für die Uebergänge nach Tirol, für die Besteigung des Hohen Fürlegg, des Granatkopfes. Die Prager Hütte liegt am Südhang des Großvenedigers in Tirol und bildet den Stützpunkt für die Ersteigung dieses Berges. Sie zählt zu den meistbesuchten Hütten in den Alpen; denn der Großvenediger ist ein gnädiger, jedem rüstigen Fußgänger zugänglicher Berg, der überdies eine Aussicht gewährt, die der vom Großglockner nichts nachgibt. Von Windisch-Matrei aus führt ein wundervoller Weg zum Matreier Tauernhaus und von dort in das Hochtal des „Gschlöß", in dessen Talschluß der Schlattenkees mit den blauen Eiswänden abstürzt. Ueber den Moränenschutt führt der Zickzackweg aufwärts zu der 2481 Meter hohen Prager Hütte. Von der Prager Hütte aus wird der Großvenediger in vier Stunden erstiegen.

Von Partenkirchen aus besteigen in jedem Sommer Tausende die Zugspitze, die es nicht vorziehen, die bequeme Gebirgsbahn zu benutzen. Der Besteigung dieses Bergriesen, wie der höchste und am wildesten gestaltete Erhebung des Wettersteingebirges bildet und neben dem Watzmann die Königin der bayerischen Alpen ist, dient vor allem die Knorrhütte in einer Höhe von 2052 Metern. Sie erhebt sich über dem Tal von Partenkirchen und bietet richtigen Felskletterern alle Gelegenheit, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu üben. Die gefährlichen Wege sind durch Drahtseile gesichert. Im Gehänge der Zugspitze liegen mehrere wundervolle Alpenseen, darunter der märchenhaft idyllische Badersee mit seinem kristallhellen Quellwasser und der mit sieben kleinen Waldinseln geschmückte Eibsee, zu dem die Zugspitze in gewaltigen Felswänden abstürzt. Durch Felsgründe, die mit Lawinen auch im Sommer gefüllt sind, und durch Krummholz steigt der Weg zur Knorrhütte, ein anstrengender Weg, der aber von der Hütte aufwärts erst recht nur geübten und schwindelfreien Steigern volles Vergnügen gewährt.

Auf der Höhe der Zugspitze ist eine meteorologische Station eingerichtet. Für die deutsche Wetterbeobachtung ist die Station Zugspitze eine der wichtigsten und wertvollsten. So folgt die Wissenschaft dem Wanderstab des Touristen. Heute gibt es im ganzen Hochalpengebiet bequem eingerichtete Schutzhütten, ohne die die Besteigung mancher Bergriesen für die meisten Touristen unmöglich oder zu gefahrvoll wäre.

—⊡—

Wovon lebten unsere Urväter?

Von M. Kasten.

Nach uralter Ueberlieferung stehen sich zwei Bilder gegenüber: der Mensch am Anfang seines Erdendaseins in einem schönen, grünen Paradiesgarten, wo ihm die süßen Früchte in den Mund hängen — und der Mensch, hinausgejagt ins Dornenfeld, in Not und Mühe sein karges Brot sich suchend, frierend und hungernd. Es ist, als hätten sich das 18. und 19. Jahrhundert in diese Bilder geteilt. Im 18. Jahrhundert träumte man den wirklichen Menschen der Urzeit in einem paradiesischen Naturzustand. Man dachte an jene köstlichen Südseeinseln, wo der Brotfruchtbaum wächst und ewiger Sommer ist. Der gute Rousseau baute sich daraus eine selige Urinsel auf, wo eitel Tugend, Liebe und Sättigung des Leibes und der Seele herrschten. Im nüchternen 19. Jahrhundert umgekehrt grub man alte Knochen, Scherben, Pfahlbaupflöcke und Müllhaufen aus den Höhlen und Sümpfen ans Licht, und es erschien der Mensch der Steinzeit, ein armer, nackter, vertriebener Adam, der mit Höhlenbären und Mammuten kämpfte, während hinter ihm die Lawinen der Eiszeit donnerten.

Mit gebratenem Mammutrüssel und Höhlenbärenschinken beginnt auch der nachweisbare Speisezettel der Menschheit. An den Ostküsten der dänischen Inseln und auch an anderen Küsten liegen allenthalben dicht am Meer seltsame Dämme. Bis zu drei Metern werden sie hoch bis zu sechzig manchmal breit. Kjökkenmöddinger nennt man sie im Lande. Das sind buchstäblich Müllhaufen, Küchenabfallhaufen. Sie bilden ungeheure Denkmäler, die sich unserer vorgeschichtlichen Altvordern selbst gesetzt haben, indem sie etwas sehr Schlichtes taten, das sonst nicht mit Denksteinen gefeiert zu werden pflegt: nämlich tapfer aßen. Der vielgerügte Brauch von Ausflüglern stand bei ihnen bereits hoch in Ehren, alle Schalen, Knochen, Gräten und zerbrochenen Geschirre am Fleck der Mahlzeiten liegen zu lassen. Ort der Mahlzeit war althergebracht in ungezählten Geschlechtern die Meeresküste. Da niemand wehrte, so bildete sich im Laufe der Zeit rings um die Insel eine Art geologischer Kulturschicht, ein unverwüstlicher Damm von Küchenkehricht.

Es war ein Volk jener vorgeschichtlichen Steinzeit, das hier hauste und gefaßt hat. Die große, wilde Eiszeit, in der ganz Dänemark unter Gletschereis begraben lag, war allerdings schon vorüber. Aber das Klima war noch wesentlich unwirtlicher als jetzt. Der wundervolle, lichtgrüne Buchenkranz, der heute Dänemarks Stolz ist, war noch nicht. Düstere Fichtenwälder, wie sie sich heute wild dort nirgendwo finden, bedeckten Land und Küste. Arm war die Kultur der Menschen im Schatten dieses Fichtenurwaldes. Wir sehen an den Resten ihrer Habe in den Müllhaufen selbst ihre Armut; rohe Messer und Werkzeuge von Feuerstein, Knochengerät, verarbeitete Geweihstücke, ganz ungefüges Tongeschirr, aber keinerlei Metall und kein Anzeichen von Ackerbau. Ein Feinschmecker von heute, vor die Kjökkenmöddinger gestellt, möchte am Ende meinen, er stehe auf der Kehrichtkiste des Rousseauschen Paradieses. In der guten Stadt Kopenhagen wird heute noch eine weltbekannte gute Tafel geführt. Aber es ist kein Gedanke heute an die Austernverschwendung, die jene Stein- und Hornleute des Fichtenwaldes offenbar jahrhundertelang betrieben haben; denn den ganzen Grundstock jener Müllhaufen bilden Austernschalen. Der philantropische Zukunftstraum war hier schon einmal Vergangenheitstatsache: Austern als Volksnahrung. Diese Austernbänke zeigen zugleich, wie weit diese Tage zurückgehen; denn die Auster ist heute überhaupt kein Freund der Süßwasser mehr, weil sie salziges Wasser vorzieht. Als über dem dänischen Ostseestrand noch die Fichte ragte, da muß auch das Wasser dieser Ostsee noch weniger durch Zuflüsse verlüßt gewesen sein, als es heute der Fall ist. Man darf wohl darauf hinweisen, daß nach Ansicht der Gelehrten während der ganzen Eiszeit die großen Flüsse, die heute in die Ostsee fließen, Oder und Weichsel, an der Eisbarriere vorbei nach der Elbe zu abflossen und mit dieser in die Nordsee gingen. Wie dem nun sei: die dänische Auster war damals Trumpf. Mit anderen eßbaren Muscheln mag sie das eigentliche Zugericht zu allen anderen Speisen, also sozusagen die Kartoffel der Urzeit gebildet haben. Wo sich die Schale der Auster treu durch alle Jahrtausende erhalten hat, da ist natürlich auch der Knochen des zugehörigen Bratens liegen geblieben. Braten konnten sie schon, die Vorgeschichtler. Steppenbrände, bei denen Tiere unfreiwillig gebraten wurden, haben den Urmenschen wahrscheinlich zuerst auf den Geschmack am Bratfleisch gebracht. Das schmeckte in seiner salzigen Aschenkruste köstlich und hielt sich sehr viel länger als frisches. In der großen Eiszeit mit ihren furchtbaren Wintern ist dann wohl die stolze Kulturtat geschehen, daß das Feuer von Menschen eingefangen, zur Herdflamme gezähmt worden ist. Er lernte es als Funken auffangen, der aus dem zerschlagenen Feuerstein sprühte. Er lernte es beim Schaben von Holzmehl gewinnen, erst wollte er bloß solches Schabemehl herstellen, um die Glut, die ein Blitzstrahl oder Vulkanbrand gegeben hatte, zu bewahren, dann lernte er, daß beim Schaben das Holz selbst warm wurde, sich entzündete — und Prometheus war fertig. Er ist auch der große Küchenheilige.

Mit der Herdflamme begann die Kochkunst. In den Kjökkenmöddingern liegen verteilt Feuerstellen, geschwärztes, verkohltes Holz, Asche, angeglühte Steine, gesengte Knochen. Gedampft und gebrodelt hat es schon bei diesen Austernessern nach Herzenslust zu den Urwaldfichten empor. Es war Getier dieses Urwaldes zumeist, das in der Asche briet. Wie nicht zu leugnen ist: auch durchaus schlemmerhaft schmackhaftes Getier. Da liegen im Müllgrund Knochen des Auerochsen. Wem hat nicht einmal das Herz höher geschlagen, wenn er im „Lederstrumpf" vom köstlichen Buckel und der noch köstlicheren Zunge des Bisons las, die der alte Trapper mit unnachahmlicher Kunst nach glücklicher Jagd bereitet? Die echten Lederstrümpfe haben seitdem dafür gesorgt, daß der nordamerikanische Büffel bis auf eine kleine, künstlich gehegte Herde ausgerottet ist. Damit teilt er nur das Los jenes europäischen Wisents oder Auerochsen, den unsere Urahnen sich schmecken ließen. Noch aber ist überliefert, wie er schmeckte: zwischen Rindfleisch und Hirsch soll er die Mitte gehalten haben, und im alten Polen galt eingesalzener Wisent als Fürstenmahl. An gewöhnlichem Ochsenfleisch war übrigens bei den Steinzeitmenschen auch kein Mangel, bloch wird es ebenfalls damals noch einen Beigeschmack von „Wild" gehabt haben. Denn ungezähmt als wilder Fortschreiten hauste neben dem Wisent auch noch die echte Stammform unseres heutigen zahmen Rindes im Fichtenwalde: der schwarze „Urstier", den es heute nicht mehr gibt, weil er in unseren Kulturrassen aufgegangen ist. In den dänischen Kehrichthaufen kommen, soweit bekannt ist, keine Küchenabfälle mehr vom Rhinozeros vor. Aber an anderen Orten Europas liegen sie um so reichlicher. Mitten im Herzen Deutschlands, am Fleck, wo Schiller und Goethe gewandelt sind, in alten Kalkablagerungen der Ilm bei Weimar liegt ein vorgeschichtlicher Müllhaufen, der auf ein Jahrhunderte lang fortgesetztes Rhinozerosfestessen deutet. Die Nashörner müssen damals im Thüringerwald so häufig gewesen sein wie heute die Rehe. Es war nicht genau dieselbe Art wie heute in den warmen Ländern. Ein dicker, rot und weiß gescheckter Pelz bedeckte die Haut als Schutzmittel gegen die Kälte. Noch heute schmeckt dem Neger das Nashornfleisch vortrefflich, obwohl die Europäer nichts davon wissen wollen. Den Weimarern der Steinzeit aber ist es wahrscheinlich noch mehr auf die Masse, die solch ein Koloß an Nahrung für den ganzen Stamm bot, angekommen, als auf die Feinschmeckerei. Immerhin merkt man an den Knochen, die heute noch angebrannt auf der alten Feuerstätte herumlagern, als man den Kalktuff aufgrub, recht gut, wie sich die Steinzeitler hauptsächlich über junge Tiere hergemacht haben. Sie ließen sich zweifellos leichter fangen und schmeckten obendrein zarter. Die Menschen mehrten sich rasch und erfanden immer mehr Fallgruben, Giftpfeile und andere hübsche Sachen zugunsten ihrer Küche. Damit konnten die schwerfälligen Ungetüme nicht Schritt halten, und zu irgendeiner Stunde hat die letzte deutsche Nashornkalbskeule gesangund klanglos an irgendeinem Bratspieß ihre Bestimmung erfüllt.

Elefantenfleisch ist gröber als Ochsenfleisch. Ein Stück Vorderfuß muß 24 Stunden gekocht werden, um zart zu werden, aber Fleisch und Bouillon sind dann gleichermaßen vortrefflich. Der Rüssel, in der Asche gebraten, gehört zur Feinschmeckerei. So ähnlich werden — wir gehen hier die Auffassung von Wilhelm Bölsche wieder — die Dinge auch beim Mammut gelegen haben, das ja nur ein größer, dick mit rotem Wollpelz bekleideter Elefant mit toll gekrümmten Stoßzähnen war. Aber es gibt gerade über den Mammutbraten einen gelehrten Streit. In Predmost in Mähren wurde vor einer Reihe von Jahren sozusagen wieder einmal die Knochenkiste einer vorgeschichtlichen Volksküche ausgegraben, und da ergab sich eine solche Ueberfülle zerspaltener und angebrannter Mammutknochen, daß man hier vor den Tafelresten einer wahren Mammutorgie zu stehen glaubt. Doch ist behauptet worden, die Elefantenlisser von Predmost hätten nicht frisches Fleisch, sondern Eisfleisch gegessen. Als Eisfleisch ist nämlich Mammut heute noch in Sibirien zu haben. Im dauernd gefrorenen Boden dort liegen seit vielen Jahrhunderten wohlkonservierte Mammutkadaver, die sich beim Auftauen so frisch erweisen, daß das Fleisch wieder anfängt zu bluten und die verhungerten Hunde der Tungusen dort mit Gier darüber herfallen, als sei es frische Jagdbeute. Solche Eiskadaver sollen nun schon in der Steinzeit die Predmoster ausgegraben und ebenfalls mit Seelenruhe gebraten und verzehrt haben. Aber an anderen Orten ist neuerdings mit ziemlicher Sicherheit erwiesen, daß der Steinzeitmensch auch das lebende Mammut gejagt und mit Pfeilen angeschossen hat.

Jene uralten Weimaraner haben sogar noch eine andere ausgestorbene deutsche Elefantenart, den sogenannten Altelefanten, gewohnheitsmäßig erlegt und verspeist. In Südamerika brieten die Urleute gleichzeitig das Megatherium, ein Faultier, das noch größer als der Elefant war, und den Glyptodon, ein Gürteltier von Rhinozerosgröße. Wer irgendwo in den Kjökkenmöddingern wühlt, bei dem könnte sich eine gewisse epikureische Wehmut einstellen, wie viel Gutes unserer Küche seitdem verloren gegangen ist. Da liegen die großen gelben Nagezähne des Bibers. Ihn kennt nun unsere deutsche Luxusküche auch schon nicht mehr — und damals war er ein Volksgericht. Wer möchte nicht auch vom „Riesenalk" gekostet haben, einem großen flugunfähigen Tauchvogel, dessen abgeknapperte Gerippteilchen in dem uralten Kehricht stecken. Völlig ausgestorben heute, steht er bloß als ausgestopfter Balg noch in einigen Museen. Damals war er ein Gast unserer Küsten. Am Ende hat das Fleisch wie bei den meisten dieser Seevögel stark nach Tran geschmeckt. Ein anderer großer Vogel, den die Kjökkenmöddingerschlemmer fleißig aßen, war der Auerhahn.

Unsere Kulturküche ist zweifellos sauberer und appetitlicher geworden. Aber das alte Sprichwort bleibt ewige Weisheit: der eine hat den Beutel, der andere das Geld.

—⊡—

Vogelsprache

Von E. Fründ.

Unsere schönen Märchen wissen von Glückskindern und tapferen Rittern zu erzählen, welche die Sprache der Vögel verstanden haben. Unsere nüchterne Gegenwart aber will an diese sprachkundigen Ritter nicht glauben. Ja, sie will nicht einmal glauben, daß die gefiederte Welt überhaupt eine Ausdrucksweise hat, die wir als „Sprache" bezeichnen könnten. Merkwürdig genug aber ist die sonst so skeptische Wissenschaft hier gläubiger.

Jeder Naturfreund weiß, daß viele Tiere und nicht um wenigsten die Vögel gewisse Töne und Laute haben, mit denen sie sich in bestimmten Lagen verständigen. Auch Naturforscher haben oft Jahre hindurch die Vögel hinsichtlich dessen, was man „Sprache" nennen kann, belauscht, und ihre Beobachtungen gehen in dem Ergebnis fast übereinstimmend darauf hinaus, daß es durchaus nicht gerade die Vögel höherer Ordnung sind, die eine größere Ausdrucksfähigkeit und eine feiner ausgebildete „Sprache" besitzen; die gewöhnliche Feldkrähe verfügt über eine größere Anzahl verschiedener ausdrucksreicher Laute als die besten Sänger.

Im allgemeinen besitzen, wie jeder Naturfreund weiß, die Vögel Töne für die ganze Skala der Empfindungen, die das Herz des Tieres bewegen. Neid, Liebe, Eifersucht, Triumph, Zufriedenheit, Schmerz, Angst, Verzweiflung, Unruhe, jedes dieser Gefühle hat beim Vogel einen bestimmten Ton. Und die Jungen kennen bald diese Töne — sie „zwitschern, wie die Alten sungen."

Die reichste, die ausdrucksvollste Skala von Tönen aber — wenn man so sagen darf, eine richtige „Sprache" — haben nur wenige Vogelarten. Der amerikanische wilde Truthahn hat zwölf bis fünfzehn durchaus verschiedene „Worte", von denen jedes deutlich einen Begriff bezeichnet. Die beständige Gefahr, der er ausgesetzt ist und die sich bald unter, bald über ihm befindet, erfordert auch wenigstens ein halbes Dutzend Ausdrücke. Bemerkt er das Nahen eines Geiers oder Adlers, der noch hoch genug in den Lüften schwebt, um das Aufsuchen eines sicheren Verstecks im dichten Unterholz zu ermöglichen, dann stößt der Truthahn einen langgezogenen tiefen Ton aus der jedes Mitglied des Schwarms rechtzeitig warnt. Für die unmittelbare große Gefahr hat der Vogel einen ganz anderen Laut. Hell, scharf und tremolierend scheint er zu schreien: „Schnell! Rette sich, wer kann!" Nähert sich ein Hund oder ein Fuchs, so fliegt der Puter rasch in die Krone eines Baumes. Dasselbe Warnungszeichen, wenn es mehrmals schnell hintereinander erschallt, deutet an, daß eine Gefahr auf dem Boden vermutet wird. Sobald dieser Ruf ertönt, stellt jeder Vogel sofort die angenehme Beschäftigung des Kropffüllens ein und schaut sich mit langgestrecktem Hals sorgfältig nach jeder Richtung um. Das Gelände wird in einem großen Umkreis vorsichtig abgeschaut, und wenn es sich herausgestellt hat, daß der Alarm grundlos war, beginnt jeder wieder, sich in Ruhe dem Genuß des Futters hinzugeben.

Hat sich eine Schar Truthühner auf einem Felde niedergelassen, das reichliche Nahrung von jeder Frucht bietet, die der Puter, ein Feinschmecker unter den Vögeln, besonders liebt, dann gibt er Laute innigsten Behagens von sich. Diese erschallen in immer kürzeren Zwischenpausen, je mehr sich von dem köstlichen Stoff vorfindet. Wenn aber der Patriarch der Herde einen durchdringenden, eigenartigen Schrei ausstößt, sozusagen den Befehl, die Mahlzeit zu beenden, so hört selbst das gierigste Tier unverzüglich zu fressen auf und schließt sich den weiterfliegenden Gefährten an. Der Truthahn hat auch einen besonderen Laut, wenn er sich einem Gegner herausfordernd nähert. Es ist ein höhnendes Kollern, das den Gegner reizt. Sonst umfaßt sein „Wortschatz" auch charakteristische Ausdrücke für Neid, Vergnügen, Schmerz, Sehnsucht und eine schrille, sehr bezeichnende Note für ausgelassene Freude und Genugtuung, wenn es ihm gelungen ist, einen starken Feind zu überlisten oder einen gefährlichen Nebenbuhler zu besiegen.

Zu den gesprächigen oder vielmehr sprachgewandtesten Vögeln gehören vor allem unsere Haushühner. Hier heißt es recht eigentlich: „Die Henne und nicht der Hahn." Die Henne besitzt die Fähigkeit, sich ihrem bedeutend wortkargeren Herrn und Meister und noch mehr ihrer Kinderschar in weniger melodischer als fließender Rede verständlich zu machen. Man achte nur einmal auf die verschiedenen Tonarten ihres Gegackers. Bald klingt es halblaut und gleichgültig, bald schrill und eifrig, je nach den Empfindungen, die ihr Gemüt bestürmen. Wenn sie auf der Suche nach ihrem Neste ist und es nicht schnell genug findet, merkt man ihrem Monolog deutlich Aerger und Unruhe an. Die Laute, mit denen sie den Hahn ermutigt, wenn er sich anschickt, ihr den Hof zu machen, sind weich, fast schmeichelnd. Den größten Gegensatz zu diesen Tönen bildet das entsetzte Kreischen der Henne, sobald sie von einem ihr nicht wohlwollenden stärkeren Wesen, sei es nun von einem Menschen oder einem Tier, aus beschaulicher Ruhe aufgejagt wird. Am lehrreichsten aber ist die Henne im Verkehr mit ihrer jungen Brut. Sie gebraucht einen scharfen, kurzen Laut, wenn sie die sorglosen Kleinen von einem sich nähernden Feind, besonders vor der Katze, warnen will. Um den Küken begreiflich zu machen, daß gewisses Futter für sie nicht dienlich ist, wendet sie eine Variation ihres „Schlummerliedes" an. Dieser aus wenigen gedämpften, einlullenden Noten zusammengesetzte Schlafgesang der Hühnermutter ist ungemein bezeichnend. Ein hübscher Versuch läßt sich ausführen, indem man einige Küchlein vorsichtig mit den Händen bedeckt und das Wiegenliedchen der Bruthenne genau nachahmt. Die kleinen Geschöpfe werden nach einigen Minuten eingeschlafen sein. In der Sprache der Bruthenne befindet sich auch ein bestimmter Ausdruck, wenn sie fremde Küken von ihrer Brut fernzuhalten sucht. Wie gut die kleinen